

Annette Volting

„wo^ellest uns dein liedlein noch einmal singen“: Wiederholungen in Wickrams *Knabenspiegel*-Texten

Das Ziel dieses Beitrags ist es, die Funktion von Wiederholungen in Georg Wickrams Bearbeitungen des Gleichnisses vom verlorenen Sohn zu untersuchen.¹ Wickram kehrt viermal zu diesem Gleichnis zurück, zunächst 1540 in dem Spiel *Von dem verlorenen Sun*, und dann in drei eng miteinander verwandten Werken, die alle 1554 bei Jacob Frölich in Straßburg erschienen: dem *Knabenspiegel*-Roman, dem *Knabenspiegel*-Spiel, und dem *Dialog von einem Ungeratenen Son*. Wie zu zeigen ist, spielen Wiederholungen auf mehreren Ebenen eine grundlegende Rolle bei der Gestaltung aller drei *Knabenspiegel*-Texte. Dies lässt sich bis zu einem gewissen Grad durch deren didaktische Ziele erklären. Da jedoch sowohl im Roman als auch im Spiel die Idee der *kurzwile* im Vordergrund steht, lässt sich folgern, dass der Stoff auch mit der Absicht gestaltet wurde, zu unterhalten und Vergnügen zu bieten. Es ist daher angebracht zu fragen, wie all diese sich wiederholenden Elemente sowohl zum Vergnügen wie auch zur Didaktik beitragen.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen in Teil 1 zur Funktion von Wiederholungen in literarischen Texten im Allgemeinen und besonders im biblischen Gleichnis vom verlorenen Sohn, werden in Teil 2 die drei *Knabenspiegel*-Texte in ihrem Verhältnis zu diesem Gleichnis näher untersucht. Schließlich geht Teil 3 auf sprachliche Wiederholungen und auf das ständige *reframing* argumentativer Topoi – sowohl in den Figurengesprächen als auch in den Erörterungen des Erzählers – ein. Während sich die Analyse der sprachlichen Wiederholungen auf den Roman (den umfangreichsten der drei Texte) beschränkt, werden für die argumentativen Topoi alle drei *Knabenspiegel*-Texte herangezogen.

1 Wiederholung und *Parabola*

Im Vergleich zu ihrem scheinbaren Gegenteil, der Variation, wird die Wiederholung als literarisches Mittel oft geringgeschätzt (vgl. Kawin 1972: 1–5). Obwohl Literatur – oder sogar die Sprache selbst – ohne die ständige Wiederverwendung von Lauten, Wörtern und syntaktischen Mustern kaum vorstellbar wäre, kann man sich auch nur schwer von der Annahme lösen, dass Wiederholungen in gewisser Weise enttäuschend sind: Wenn

1 Zu Wickrams Vorliebe für Wiederholung in anderen Teilen seines Gesamtwerks vgl. Baisch 2007: 255–260.

wir etwas schon einmal gehört haben, warum müssen wir es dann nochmals hören? Auch wenn die Wiederholung einen didaktischen Nutzen haben mag, da sie zum Verständnis und zur Internalisierung bestimmter Inhalte beiträgt, besteht eindeutig die Gefahr, dass sie als langweilig und bevormundend empfunden wird. Nichtsdestotrotz zeugen die zahlreichen auf Rekurrenz beruhenden rhetorischen Figuren (z.B. Alliteration, Assonanz, Anapher, Anadiplosis und Ploce) vom eindrucksvollen Potenzial der Wiederholung.² Laut Vickers ist Wiederholung vor allem mit „emphasis“ und „emotional intensity“ verbunden, besitzt aber trotz ihrer potenziellen Vehemenz und Eindringlichkeit auch ästhetische und intellektuelle Vorteile: „Repetition can be emotionally overwhelming, like a series of body blows. But it also changes not just the person, but the words themselves. Repetition can induce a sustained scrutiny of a word or idea, often for exegetical or hermeneutic purposes.“ (Vickers 1994: 97f.)

Neben der Verwendung spezifischer rhetorischer Figuren haben Literaturwissenschaftler:innen auch die Ästhetik metrischer Strukturen sowie der Wiederholung bestimmter Begriffe, Themen und Bilder hervorgehoben. Hier sind zyklische Erzählstrukturen wie der doppelte Cursus, intertextuelle Anspielungen oder die Nacherzählung vertrauter Geschichten beispielhaft zu erwähnen. In all diesen Fällen werden das Wiedererkennen oder sogar die Erwartung des Vertrauten bei den Leser:innen ein Gefühl von Ordnung und Kohärenz hervorrufen. Außerdem ist es nicht der Fall, dass diese Formen der Wiederholung die Variation ausschließen müssen. Wiederholung und Variation schließen sich nicht gegenseitig aus – ganz im Gegenteil. Wie Deleuze es ausdrückt, „variation is not added to repetition in order to hide it, but is rather its condition or constitutive element“ (Deleuze 1994: xiv, Preface to the English Edition).

Eine Herausforderung bei der Konstruktion einer Ästhetik der Wiederholung besteht darin, die Schnittstelle zwischen Vergnügen und Langeweile, zwischen Stimulieren und Einbläuen, zu erkennen. Bruce Kavin behält sich den Begriff „repetitious“ für misslungene Wiederholungen vor, „when a word, percept or experience is repeated with less impact at each occurrence; repeated to no particular end, out of failure of invention or sloppiness of thought“, während der Begriff „repetitive“ jene Fälle beschreibt, „when a word, percept or experience is repeated with equal or greater force at each occurrence“ (Kavin 1972: 4). Rimmon-Kenan (1980: 151–159) unterscheidet in ähnlicher Weise zwischen konstruktiver und destruktiver Wiederholung, obwohl sich eine solche binäre Terminologie bei der Klärung der Frage, warum Wiederholungen nicht immer gleich wirkungsvoll sind, nicht als hilfreich erweist.

Wiederholung zeigt sich auch in der Art und Weise, wie Gleichnisse und andere exemplarische Erzählungen auf dem Konzept der Wiederholbarkeit beruhen, d. h. auf der Annahme, dass Menschen (einschließlich der Rezipient:innen) bestimmte Verhaltensmuster aller Wahrscheinlichkeit nach wiederholen werden. Diese Texte wir-

2 Zu den rhetorischen Figuren, die auf Wiederholung basieren, siehe Mazur 2012. Zu den Standardwerken zur mittelalterlichen Rhetorik gehören auch Lausberg 1960, Lanham 1990, Ueding 1996.

ken insofern wie Spiegel, als sie das sich stets wiederholende menschliche Verhalten reflektieren; die Gattungsbezeichnung *spiegel* oder *speculum* wird oft explizit verwendet, um auf dieses Phänomen hinzuweisen.³ Um nur ein Beispiel zu nennen: In Johann Wilds 1547 erschienenem Zyklus von zwölf Predigten über das Gleichnis vom verlorenen Sohn (an sich schon ein etwas repetitives Projekt) betont der Prediger in der zweiten Predigt die spiegelartige Natur des Gleichnisses und die Art und Weise, in der jeder einzelne Sünder im Grunde damit beschäftigt ist, diese Geschichte zu wiederholen: „In der nähsten Predig hab ich unter andrerm gesagt, das die gleichnuß von dem verlornen Sohn nichts anderst ist dann ein spiegell, darinnen man bei einander sieht des sünders onseligkeit und Gottes barmhertzikeit.“ (Wild 1550: 11v)⁴

Diesem Gleichnis wird zuweilen ein besonderer Stellenwert eingeräumt: Es gilt als das Gleichnis schlechthin oder gar als Meta-Gleichnis, nicht unähnlich der Art und Weise, wie die Fabel *Hahn und Perle* als „Fabel von der Fabel“ (Speckenbach 1978: 181) bekannt wurde. So nahm sich der Basler Franziskaner Johann Meder 1494 ein Projekt vor, das wohl noch repetitiver war als das von Johann Wild, nämlich die Abfassung eines Zyklus von fünfzig Predigten, in denen das Gleichnis einen halb narrativen, halb dramatischen Rahmen für eine umfassendere religiöse Unterweisung bildet (vgl. Delcorno 2017: 310–364). In jeder Predigt interagiert ein Schutzengel mit dem verlorenen Sohn und stellt ihm eine neue Parabel vor Augen. Dies bildet nicht nur „a sophisticated mise en abîme“ (Delcorno 2017: 323), sondern unterstreicht auch die Art und Weise, wie dieses Gleichnis, vielleicht mehr als jedes andere, auf Mustern paradigmatischer Wiederholung beruht.

Dieser Aspekt des Gleichnisses hat auch in jüngerer Zeit Interesse geweckt. Görner (2015: 93–97) zeigt mit Bezug auf mehrere moderne Umsetzungen (z.B. von Gide, Rilke und Thomas Mann), dass dieses Gleichnis besonders dazu geeignet ist, sowohl die emotionale Potenzialität der Wiederholung wie auch ihre Grenzen aufzuzeigen: „Mit der Wiederholung bildet die Trias aus Wiederfinden – Wiedererkennen – Wiedersehen ein magisches Quadrat oder Feld, das auch durch die Sorge aufgeladen wird, das Wieder könnte folgenlos bleiben, enttäuschen oder zu Spannungen führen.“ (Görner 2015: 93)

2 Wickram und das Gleichnis vom verlorenen Sohn

Die Entscheidung eines Autors, sich wiederholt mit ein und demselben Gleichnis zu befassen, darf wohl als eine besonders komplexe Art der intertextuellen Anspielung angesehen werden: Von den Leser:innen wird erwartet, dass sie nicht nur den neutestamentlichen Prätext (und dessen Anwendbarkeit auf ihr eigenes Leben) erkennen,

³ Vgl. Bradley 1954, Grabes 2018.

⁴ Vgl. Delcorno 2017: 10 (Fn. 25), 422 (Fn. 171).

sondern auch Wickrams andere Bearbeitungen desselben Stoffes. Der *Dialog* setzt eindeutig Vertrautheit mit dem *Knabenspiegel*-Roman voraus, da es sich hier im Wesentlichen um eine Diskussion über die Plausibilität der dort geschilderten Ereignisse handelt. Das *Knabenspiegel*-Spiel wäre dem Publikum zwar auch ohne Vorkenntnis des Romans zugänglich gewesen, doch trotzdem wird die offensichtliche Parallelität zwischen den beiden Werken bereits durch eine weitere Wiederholung in den Paratexten unterstrichen: Der Roman wird als „Ein scho^en Kurtzwylys Bu^echlein/ Von zweyen Jungen Knaben“ (Wickram 1968 c: 3; im Folgenden: KS) und das Spiel als „Ein scho^enes Kürtzweilichs Spyl von Zweyen Jungen Knaben“ (Wickram 1968 a: 141; im Folgenden: KSS) vorgestellt.

Es besteht allerdings erhebliche Unterschiede darin, inwieweit diese Texte mit der ursprünglichen Handlung und Botschaft des biblischen Gleichnisses übereinstimmen. Der frühere Text *Von dem verlorrenen Sun* folgt dem Gleichnis recht genau. Obwohl dieser eine größere Anzahl von Figuren aufweist und die Ereignisse sich in einem eher zeitgenössischen Rahmen abspielen lässt,⁵ behält er die unmittelbare und uneingeschränkte Bereitschaft des Vaters bei, seinen Sohn wieder aufzunehmen (Wickram 1971: 98–100 im Folgenden: VS), und endet mit einer Ermahnung an das Publikum, dem Beispiel des geläuterten Sünders zu folgen:

So wellend wir uns nun wenden nun
Zu^m vatter wie hat gdon der sun
So lange zeit verloren war
Und durch die sünd gestorben gar (VS: 119)

Im Gegensatz dazu gehen die drei *Knabenspiegel*-Texte lockerer – oder kreativer – mit dem Gleichnis um, und zwar in einem solchen Ausmaß, dass Mecklenburg sogar in Frage stellt, inwieweit „man die Parallele zum Gleichnis vom verlorenen Sohn ziehen kann“ (Mecklenburg 2007: 63).

Während das Gleichnis für die Bedeutungskonstitution in den drei *Knabenspiegel*-Texten wichtig bleibt, sind die Abweichungen ebenso aussagekräftig wie die Gemeinsamkeiten. Insbesondere wird gezeigt werden, dass Wickram beim Übergang vom *Roman* zum *Spiel* und weiter zum *Dialog* immer selektiver wird, was das Ausmaß betrifft, in dem er sich auf den Handlungsverlauf des Gleichnisses stützt. Während der *Roman* jeder Phase von Willibalds Karriere, vom Aufbruch und Niedergang bis hin zur

5 Die wichtigsten zusätzlichen Figuren sind die vier Schurken oder *Ruffiani*, die den jüngeren Sohn vom rechten Weg abbringen und damit nicht nur eine (im Gleichnis fehlende) Erklärung für dessen Entscheidung liefern, das Haus des Vaters zu verlassen, sondern auch bereits einen Hinweis auf den negativen Einfluss des Bösewichts Lottarius im *Knabenspiegel*-Roman und im *Knabenspiegel*-Spiel darstellen. Das zeitgenössische Setting lässt sich aus beiläufigen Kommentaren ableiten, wenn sich der jüngere Sohn etwa darüber beschwert, dass sein Vater ihn wie einen „Cartüser“ (VS: 25) eingesperrt hält, und die Schurken die Geschehnisse in Frankreich, der Türkei und Venedig erwähnen (VS: 12). Zu diesem Spiel vgl. Mecklenburg 2007: 67–69.

Rückkehr und Rehabilitierung, das gleiche Gewicht einräumt, ist das *Spiel* viel summarischer in der Darstellung von Willibalds Rehabilitierung. Der *Dialog* weicht noch weiter ab, indem er eine neue exemplarische Geschichte eines verlorenen Sohnes einführt, für den es kein Happy End gibt. Diese Texte sollen nun der Reihe nach betrachtet werden.

Obwohl der *Knabenspiegel*-Roman dem übergreifenden Erzählmuster des biblischen Gleichnisses in manchen Hinsichten treu bleibt, unterscheidet er sich in der Behandlung von Schlüsselbeziehungen und -themen erheblich davon. Die Geschichte beginnt mit der Heirat eines preußischen Adligen, Gottliebs, mit einer tugendhaften Dame, Concordia. Sie haben einen leiblichen Sohn, Willibald, und einen Adoptivsohn, Fridbert, der in eine arme Familie hineingeboren wurde. Fridbert ist fleißig und gehorsam, während Willibald rebellisch und den akademischen Studien eher abgeneigt ist. Willibald überredet seine leicht beeinflussbare Mutter, bei Felix, dem jungen Hauslehrer, der mit der Betreuung der Jungen beauftragt ist, für ihn zu intervenieren. Felix ist von seinem Wesen her ein guter Lehrer und Fridbert schätzt ihn sowohl als Autoritätsperson als auch als Freund. Von Concordia wird Felix nun in eine schwierige Lage gebracht, als sie darauf besteht, dass ihr Sohn nachsichtiger behandelt wird, als es angemessen wäre. Dementsprechend bleibt Felix zu passiv angesichts der Tatsache, dass Willibald immer mehr unter den Einfluss von Lottarius gerät, einem Metzgerssohn, der sich dem Alkohol und dem Glücksspiel hingibt.

Ein Wendepunkt tritt ein, als Felix und Fridbert die beiden Bildungsverweigerer in einer Taverne zur Rede stellen: Felix greift schließlich auf körperliche Züchtigung zurück, doch Willibald verteidigt sich und sticht dem Lehrer ein Messer in den Oberschenkel. Danach sehen Willibald und Lottarius keine andere Möglichkeit mehr als zu fliehen. In Antwerpen gehen ihre Mittel zur Neige; Lottarius wird wegen eines von ihm begangenen Verbrechens gehängt, während Fridbert sich als Schweinehirt verdingen muss. Die Geschichte des Niedergangs von Willibald und Lottarius ist mit einer Beschreibung der sich vertiefenden Freundschaft, der vorbildlichen Karrieren und erfolgreichen respektiven Eheschließungen Fridberts und Felix' verwoben. Auf einer Reise treffen die beiden rechtschaffenen Freunde in einem Wirtshaus zufällig auf Willibald, der durch die langen Entbehrungen bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist. Seine Identität wird erst deutlich, als er ein Lied singt, in dem er anderen Menschen zur Warnung die Geschichte seines Niedergangs erzählt: „wie mir beschicht / mags noch manchem beschehen“ (1.2–3; KS: 82). Nachdem Willibald das Lied zum zweiten Mal gesungen hat, wird seine Identität bestätigt. Felix und Fridbert veranlassen, dass er nach Preußen in sein Vaterhaus zurückgebracht wird. Anders als im Gleichnis kommt es jedoch nicht zu einer sofortigen Aussöhnung zwischen Vater und Sohn. Stattdessen durchläuft Willibald einen allmählichen Prozess der Rehabilitierung, indem er zunächst als Diener zu Hause arbeitet, schließlich aber ein angesehenes Hofamt erlangt und eine angemessene Ehe eingeht.

Dieser Handlungsverlauf unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht von dem des Gleichnisses: Die Rolle des nachtragenden älteren Bruders wird im Roman durch den ausgesprochen tugendhaften und hilfsbereiten Fridbert ersetzt, während die Vaterfi-

gur – jetzt aufgespalten – durch Willibalds Vater und den Hauslehrer besetzt wird. Diese Schwächung der emotionalen Bindung zwischen Vater und Sohn steht vielleicht im Einklang mit dem sehr kühlen Empfang des zurückkehrenden Willibald durch den Vater. Das Gleichnis hat auch keine Entsprechung der Versucherfigur des Lottarius. Darüber hinaus wird im Roman viel Raum von Diskursen eingenommen, die sich nicht mit den besonderen Anliegen des Gleichnisses decken, z.B. der ausführlichen Diskussion über weibliche Bildung und die Normen für eine gute Ehe.

Trotz einiger weniger expliziter Verweise auf die Figur des verlorenen Sohnes findet man kaum Anstöße zu einer religiösen Interpretation des Stoffes. Der Text scheint mehr daran interessiert zu sein, Fragen der Pädagogik und der Erziehungspraxis aufzuwerfen, als ein Paradigma der spirituellen Versöhnung zwischen Gott und der gefallenen Menschheit zu entwerfen. Mecklenburg (2007: 57) bringt es auf den Punkt: „Das Erziehungsziel ist eine Integration von Faktenwissen, Moral, Benehmen, Sozialkompetenz und Frömmigkeit, die die Jungen zu idealen Mitgliedern der stadtbürgerlichen Gesellschaft machen soll.“ Nichtsdestotrotz enthält der Roman einige explizite Anspielungen auf das Gleichnis. In einem Moment der Verzweiflung erkennt Willibald die Ähnlichkeiten zwischen sich und dem verlorenen Sohn: „wolan ich will mein hoffnung und trost zu° Gott meinem Herren setzen / ich weyß er würt mich nit verlassen / und mich wider in meines Vaters hauß bringen / wie er dann auch dem verlorenen Son geton / dem ich mich dann gantzlich vergleichen mag“ (KS: 77). In ähnlicher Weise bezeichnet der Erzähler Willibald als „das verloren kind“ (KS: 98), und der Hochmeister kommentiert später die Tatsache, dass „Wilbaldus der verloren son wider funden und zu° land kummen wer“ (KS: 108).

Das *Knabenspiegel*-Spiel erzählt im Wesentlichen die gleiche Geschichte wie der Roman, konzentriert sich aber stärker auf pädagogische Fragen. Hier geht es um die negativen Folgen einer mangelhaften Erziehung und eben nicht um die Möglichkeit der Rehabilitation. Die Dramatisierung endet daher abrupt, nachdem Fridbert und Felix Willibald erkannt haben und Vorkehrungen treffen, ihn nach Hause zu bringen. Willibalds künftiges erfreuliches Schicksal wird nur kurz von einem *Argumentator* zusammengefasst; wie im Roman dient er im Haus seines Vaters, darf aber nach dessen Tod dessen Ämter übernehmen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Roman und dem Spiel ist die Doublierung des Motivs der unzulänglichen Mutter: Wie Concordia, die sich beim Hauslehrer für Willibald einsetzt, mischt sich auch die Mutter des Lottarius in dessen Erziehung ein. Wenn Lottarius im Spiel Aussagen macht wie „Hey das Gott alle schu°len schendt / Ich wolt sie weren all verbroendt“ (KSS: 155.), deutet dies einerseits auf eine prinzipielle Bildungsfeindlichkeit hin, die sein Pendant im Roman nicht teilt; andererseits hat Mecklenburg (2007: 69–73) vorgeschlagen, die Einführung einer sich einmischenden Mutter für Lottarius wie auch für Willibald sei Teil einer Strategie, „mildernde Umstände“ zu inszenieren: Selbst der Bösewicht Lottarius sei das Produkt einer schlechten Erziehung.

Im dritten hier betrachteten *Knabenspiegel*-Text, dem *Dialog von einem Ungeratenen Son*, stellt Casparus (ein Leser) Georgius (d. h. das Alter Ego Jörg Wickrams) hin-

sichtlich der Plausibilität des *Knabenspiegels* zur Rede. Georgius verteidigt seinen Text mit dem Hinweis auf drei angeblich reale Fälle. Zwei davon betreffen Mitglieder von Casparus' eigener Familie und werden nur kurz angedeutet, vermutlich um Casparus nicht in Verlegenheit zu bringen. Der Fall Theobalds, eines Jugendfreundes von Georgius, wird dagegen so ausführlich geschildert, dass Casparus klagt: „Du machst dein Predigt zu^emal lang / ich mo^echt wol ein end und die offen schuld daran ho^eren“ (Wickram 1968b: 133; im Folgenden: DS). Theobald wird schon als Kind verwöhnt, was dazu führt, dass sein Leben anders verläuft, als es vielleicht zu erwarten war: Er lässt sich vorzeitig einen Teil seines Erbes auszahlen, verprasst es in kürzester Zeit, da er keine Selbstdisziplin besitzt, und lebt nun in beschämender Armut. Wie im Roman Willibald steht auch Theobald unter dem schlechten Einfluss eines (namenlosen) Freundes, der am Galgen endet.

Bis jetzt scheint Georgius das Versprechen, das er zu Beginn gegeben hat, eingelöst zu haben: „Merck eben / ich wil dir ein rechten Willbaldum abmalen“ (DS: 129). Wenn Georgius also schildert, wie er und seine Freunde in einem Wirtshaus auf einen heruntergekommenen und kaum wiederzuerkennenden Theobald stoßen, besteht eine gewisse Erwartung, dass dies einen Wendepunkt darstellen wird; tatsächlich würden die mit dem *Knabenspiegel*-Roman (oder -Spiel) vertrauten Leser:innen erwarten, dass dies der Moment sei, in dem Theobald ein Bußlied singt. Dies geschieht jedoch nicht. Weit davon entfernt, gerettet und nach Hause in sein Vaterhaus geführt zu werden, wird Theobald verspottet und aus der Stadt vertrieben, „das ich sidher gar nichts von ihm vernommen noch geho^ert hab“ (DS: 137). Georgius stellt gewisse Ähnlichkeiten mit dem biblischen Gleichnis fest: „Du hettest dich sein mu^essen erbarmen. Fürwar er gemant mich nit anderst / dann eben an den verlornen Son. Darvon Christus dort sagt / Luce am XV.“ (DS: 137). Auf den großen Unterschied, dass es in diesem Fall keine Rückkehr, keine Versöhnung, keine zweite Chance gibt, geht er jedoch nicht ein. Wie im *Knabenspiegel*-Spiel geht es auch im *Dialog* nicht um Rehabilitierung, sondern darum, wie wichtig es ist, gar nicht erst auf Abwege zu kommen. Während das *Knabenspiegel*-Spiel zur Beruhigung des Publikums kurz andeutet, dass Willibalds Leben schließlich von Erfolg gekrönt wird, ist das abschließende Reimpaar im *Dialog* unerbittlich und vollkommen trostlos: „Und verthuot all sein gu^t und hab / Damit kompt er am Bettel stab“ (DS: 141). Das biblische Gleichnis – und die *Knabenspiegel*-Texte – mögen die Möglichkeit der Rehabilitierung in Aussicht stellen, wenn auch kein Kalb für Willibald geschlachtet wird (vgl. Braun 2006: 311). In dem, was als wirkliches Leben konstruiert wird, sind Hilfe und zweite Chancen aber nicht unbedingt zu erwarten.

Im *Knabenspiegel*-Roman werden die Ereignisse der Erzählung mehrfach wiederholt: vom Erzähler, wenn er seine Leser:innen auf den neuesten Stand bringt und sie an das erinnert, was sie bereits erfahren haben, aber auch durch die intradiegetischen Figuren, wenn sie sich gegenseitig beleidigen oder die Ereignisse nochmals durchdiskutieren. Einige rhetorische Versatzstücke fassen die Ereignisse mit besonderer emotionaler Aufladung zusammen. Dazu gehören die Klage von Lottarius in Gestalt eines Gespensts, als er seinem ehemaligen Gefährten gegenübersteht (KS: 76),

Willibalds von Bedauern geprägtes Selbstgespräch (KS: 77f.) und das Lied von seinem Niedergang, das er selbst komponiert hat und in der Taverne vorträgt (KS: 82–84). Jede neue Zusammenfassung unterscheidet sich jedoch auch ein wenig von den vorangegangenen. Das liegt zum einen daran, dass es im Laufe der Erzählung immer mehr zu berichten gibt, und zum anderen daran, dass sich der Schwerpunkt auf subtile Weise ändert und der Text sich allmählich mehr mit Willibalds Rehabilitierung als mit seinen ursprünglichen Schandtaten beschäftigt.

Auf Willibalds Messerangriff auf seinen Hauslehrer wird zu Beginn des Romans mehrfach Bezug genommen. In der Zusammenfassung am Anfang des entsprechenden Kapitels werden die Leser:innen auf das, was kommen wird, vorbereitet: „Wie Wilibaldus ein kleine zeit in seines Zuchtmeisters straff verharret / sonder ihn als er von ihm gestrafft mit eim messer durch einen schenckel stach“ (KS: 27). Kurz darauf beschreibt der Erzähler die eigentliche Untat: „Wilibaldus zog heimlich ein messer auß seiner dolchen scheid / und stach Felixen durch einen schenckel“ (KS: 34). Die Tat wird dann immer wieder von verschiedenen Figuren bestätigt, wenn sie darüber nachsinnen, was in Willibalds Leben schief gelaufen ist. Der tote Lottarius beharrt darauf, dass er für diese Missetat nicht verantwortlich gemacht werden sollte: „als du deinen Schu^lmeister mit einem messer durch seinen schenckell stachest / sag an hab ich dich eines solchen underricht / nein warlich / dann ich von außlaufenden blu^t / so hart erschrack / het man mich erstochen / ich wurde keinen troffen blu^t geben haben“ (KS: 52). In einem anschließenden Monolog spricht Willibald den abwesenden Felix mit Bedauern an: „umb dein Va^tterliche straff und zuchtigung stach ich dich durch einen schenckel“ (KS: 68). Nachdem Fridbert Willibalds Lied in der Taverne gehört hat, erzählt er ihm mit gespielter Unschuld, dass er von einem ganz ähnlichen Fall in Preußen wisse, und sorgt dafür, dass Willibald sich einen ausführlichen Bericht über alle Geschehnisse anhört: „Wilbaldus aber von seiner bo^ßen gsellschaft derma^ß abgericht / wolt solche straff nit leiden / sunder stach sein zuchtmeister mit einem messer durch ein schenckel“ (KS: 87).

Dies ist jedoch das letzte Mal, dass diese Missetat erwähnt wird; die einzige spätere Erwähnung eines Messerangriffs ist positiv besetzt, als Willibald erfolgreich einen Bären tötet (KS: 102: „und stach die Ba^erin auff stund zu^todt“) und damit seine Eignung für die Rolle des Jagdmeisters unter Beweis stellt. Im weiteren Verlauf des Textes werden Willibalds Jahre der Schande in immer pauschalerer Form abgehandelt. Als Willibald sich kurz nach dem Vortrag des Liedes bei Felix und Fridbert entschuldigt (KS: 97), konzentriert er sich auf sein früheres schlechtes Verhalten, erwähnt aber die eigentliche Messerattacke nicht. Auch später, als Willibald teilweise wieder in sein altes Leben zurückgefunden hat und der Hochmeister beschließt, ihn das Amt übernehmen zu lassen, welches zuvor Willibalds Vater Gottlieb innehatte, wird seine frühere Ungnade nur recht kurz erwähnt: „er aber Wilbald von bo^eser nichtiger gesellschaft verfu^ert / also von der schu^l unnd seinem Vatter entloffen / groß gu^t und gelt unnutzlich on worden / demnach lang zeit in eilend und armu^t gantz tru^ebselig gelebt hatt“ (KS: 104). Noch knapper ist die anschließende Zusammenfassung von Willibalds Schicksal durch den

Erzähler, der zwar die erlittenen Entbehrungen hervorhebt, aber nichts über seine eigentliche Schuld sagt: „Also ward der Wilbaldus welcher vormals all armu^t / arbeit / hunger und durst erlitten hatt / obrister Hoffmeister am hoff zu^o Preüssen“ (KS: 108).

Als sich der Zeitpunkt von Willibalds Eheschließung nähert, bietet sich eine weitere Gelegenheit, seinen früheren nicht gerade tadellosen Lebenswandel zu erwähnen, aber der Schwerpunkt liegt jetzt vielmehr auf seiner erfreulichen Entwicklung seit seiner Rückkehr:

Wilbaldus het sich in seiner jugent gar übel gehalten / het aber auch darob die aller schwerest bu^ß empfangen / erzalt ir darbey den anfang mittel und end / wie er erstlich von seinem vatter gelauffen / wes er sich im ellend het genietet / auch wie sie ihn in der statt Vladißlavia funden / was sie für kurtzweil da selbs und auff dem weg gehabt hetten / item wie fast er sich gegen seinem Vatter gedemu^ttiget / nachmals der Obrister Forstmeyster in dem gantzen land Preüssen worden / unnd sich drey gantz jar an solchem dienst so ehrlich und wol gehalten / das in der Hochmeister zu^o einem obristen Hoffmeister des gantzen hoffs zu^o Preüssen gemacht het (KS: 111)

Paradoxerweise wird das scheinbare Wiederholen von Altbekanntem zu einem wirksamen Mittel, um einen wichtigen Perspektivenwechsel zu signalisieren.

3 Wiederholungen auf sprachlicher oder argumentativer Ebene

Neben dieser Praxis des narrativen *stacking* oder Stapelns ist die Wiederholung auch für die verbale Strukturierung des Textes und für die ständige Neuausrichtung bestimmter Argumente von grundlegender Bedeutung. Diese beiden Aspekte sollen nun nacheinander betrachtet werden.

In Willibalds *Liedlein* im *Knabenspiegel*-Roman manifestiert sich die Wiederholung nicht nur auf der inhaltlichen Ebene und im Anspruch auf Exemplarität, sondern auch in formaler Hinsicht. Während metrische Wiederholungen in einem Lied (normalerweise) zu erwarten sind, wird in diesem Lied auch die rhetorische Figur der Anapher verwendet, indem jede der ersten drei Strophen mit dem gleichen Wortspiel auf Willibalds Namen beginnt:

Will bald hie singen ein gedicht (1.1; KS: 82)

Will bald der selb ein juncker sein (2.1; KS: 82)

Will bald ein end das gu^tlein han (3.1; KS: 83)

Das Fehlen der Anapher zu Beginn der Strophen 4 bis 7 durchbricht jedoch das Muster der Wiederholung und signalisiert eine bedeutende Veränderung. Der erneute Gebrauch der Anapher zu Beginn der 8. und letzten Stophe („Will bald helfen der schepffer mein“, 8.1; KS: 84) in Kombination mit dem Einschub von Willbalds tatsächlichem Namen als Quasi-Signatur ganz am Ende (8.8–9; KS: 84: „das den Wilbald / kein

Lottar solt verfiere““) deutet darauf hin, dass der Prozess der Veränderung abgeschlossen ist und der Protagonist den Kreis geschlossen hat.

Auch in den Aufzählungen der für den verdorbenen Lebensstil charakteristischen Tätigkeiten *liegen*, *triegen*, *schlecken* und *stelen* lassen sich Muster der verbalen Wiederholung und Variation erkennen. Wie die folgenden Beispiele zeigen, gibt es eine gewisse Vorhersehbarkeit beim Zusammentreffen dieser vier Begriffe; dieses Muster wird jedoch gelegentlich durch das Weglassen eines oder mehrerer dieser Begriffe, das Hinzufügen des Begriffs *spylen* oder das Ersetzen durch alternative Formulierungen (z.B. *und vor allem mu^otwillen*) unterlaufen:

liegen / triegen / schlecken / und stelen (KS: 18; der Erzähler spricht)
 schlecken und spylen (KS: 18; der Erzähler spricht)
 liegen schlecken und stelen (KS: 24; der Erzähler spricht)
 liegen / triegen / schlecken und stelen (KS: 31; der Erzähler spricht)
 mit spylen / schlecken / liegen und allem mu^otwillen (KS: 29; der Erzähler spricht)
 liegen / schlecken / stelen (KS: 58; der Erzähler spricht)
 aller boesen stuck diebstals / liegens und betriegens (KS: 76; Lottarius spricht)

Ein weitaus größeres Maß an sprachlichem Überschwang kommt bei den vielen wortspielerischen Variationen von Lottarius' Namen zum Tragen:

Lotari deinen namen thu^ost du gantz wol beweren / Dann du mir mein liebsten bru^oder und gesellen auch understost zu^o deinem Lotterwerck zu^o ziehen / wann hat dein verwegen und schalckheit dolest ein end (KS: 18; Fridebert spricht)

mein lieber Fridberte nicht laß dich semlichen unverständ deines gesellens krencken / laß dir auch die boßheit Lottarey nit angelegen sein (KS: 21; Felix spricht)

Felix welchen zu^m theil der Frauwen wort nit gefielen / noch gedocht er / ,wolan der Son ist dein / gerat er wol / so mag mirs nit sundren nutz schaffen / würt er dann zu^o eim unützen Lotter / hey so mu^ost du in behalten und die schand mit im dulden‘ (KS: 29; der Erzähler spricht)

erst fiengend sie an recht Lotterbu^oben zu^o werden / treiben alles das / so dem gelt weh und dem lieb wol thet / mit spilen fressen sauffen tag und nacht (KS: 36; der Erzähler spricht)

O Lottari Lottara / wie hastu uns beide so gar übel außgebeützet / uns in armu^t angst und tru^obsal gesetzt (KS: 51; Willibald spricht)

O du schno^oder unnd argelistiger Lottari / dein namen an dir ist warlich nit vergeben / Dann Lotterwerck wie den Lotteren gebüret / des hast du dich lang geflissen / mich mit deiner Lotterey schantlich von ehren und gu^t brocht (KS: 52; Willibald spricht)

Lottarius der schantbu^ob ist auch umb sein vilfalten bo^osen stuck an dem galgen erworgen / wie dann allen Lotteren billich geschehen soll (KS: 95; der Erzähler spricht)

Diese beachtliche Anhäufung von Varianten des Namens *Lottarius* veranschaulicht die (bereits zitierte) These von Vickers, dass eine anhaltende Wiederholung das Potenzial hat, die Bedeutung eines Wortes zu verändern und eine „sustained scrutiny of a

word, often for exegetical or hermeneutic purposes“ (Vickers 1994: 98) zu veranlassen. Mit all diesen Beispielen sollen die Leser:innen dazu ermutigt werden, von einer einzelnen lasterhaften Figur zu extrapolieren: Lottarius ist nicht länger ein Individuum, sondern ein Typus (ein *Lotter* oder *Lotterbub*) und seine Handlungen werden zu einem umfassenderen Phänomen, das die Erfindung neuer abstrakter Substantive (*Lotterey*, *Lotterwerk*) erfordert.

Wiederholungen sind auch ein Merkmal der argumentativen Muster in allen drei *Knabenspiegel*-Texten. Am auffälligsten ist dies bei einer Reihe von Fragen, die den Zweck der Erziehung und die Autorität des Lehrers betreffen. Wieviel Bildung ist für junge Männer, deren zukünftiges Leben bereits durch den familiären Hintergrund bestimmt ist, notwendig oder überhaupt wünschenswert? Wenn sie definitiv nicht an der Universität studieren werden, muss ihre Schulbildung dann wirklich anspruchsvoll sein? Im Roman hat Willibalds Mutter eine klare Meinung zu dieser Frage:

darzu° hett man in nit darumb zu° schu°len geschickt / das er solt Doctor werden / allein darumb das er im lust / freüd / und kurtzweil mit anderen jungen seines gelichen haben mo°cht / ihm were auch als einen einigen son nit von no°ten vil zu° erkunden und zu° erfahren / dann er hett wol in seines vatters hauß zu° bleiben und ser grosses gu°ts warten (KS: 16)

Später bekräftigt Willibald selbst, dass er wohl kaum Arzt oder Priester werden wird:

was darff mich mein Vatter also zu° der schu°l zu° zwingen / dieweil ich kein Doctor noch Pfaff begier zu° werden / wann mich dann mein Vatter zu° einem Ritter machen will / darff ich keines schu°lers mich der Ritterschafft zu° unterwysen / dann ich bey meines gelichen unverzagten knaben mehr mannlich dann in der schu°len werden mag (KS: 28)

Während jedoch die Mutter die Argumente in einer fürsorglichen, wenn auch fehlgeleiteten Weise vorbringt (mit dem Schwerpunkt auf *lust*, *freüd* und *kurtzweil*, die sie sich für ihren Sohn wünscht), haben Willibalds Äußerungen einen Beigeschmack von Arroganz und Selbstsucht, beruhen sie doch auf der Vorstellung, dass akademische Leistung in gewisser Weise im Widerspruch zur Männlichkeit stehe. Ähnlich verhält es sich mit dem relativ subtilen Hinweis der Mutter auf den Stand („mit anderen jungen seines gelichen“; KS: 16), während Willibalds Aussage eine Haltung des krassen Anspruchs zum Ausdruck bringt („wann mich dann mein Vatter zu° einem Ritter machen will“; KS: 28). Wickram hat nicht viel Verständnis für solche Erwartungen. Wie Braun unterstreicht, müssen im *Knabenspiegel*-Roman „gesellschaftliche Positionen qua Karriere, nicht qua Geburt erlangt werden“, was einen „Bruch mit dem genealogischen Denken“ darstellt und Wickrams Werk „eine spezifische Modernität verleiht“ (Braun 2006: 311–313).

Im *Knabenspiegel*-Spiel begegnet den Leser:innen eine Verdoppelung des Motivs der überfürsorglichen Mutter: Obwohl sie keineswegs dem Adel angehört, streitet Lottarius' Mutter, Frau Wehmuot, mit dem Schulmeister in ähnlicher Weise wie Willibalds Mutter im Roman mit Felix. Auch Frau Wehmuot hinterfragt den Sinn akademischer Ansprüche für Kinder, die nicht für eine Universitätskarriere bestimmt sind. Sie deutet hier an, dass der Schulmeister lächerliche und unrealistische Erwartungen in Bezug auf

die Geschwindigkeit hat, mit der seine Schützlinge vorankommen können: „Lieber wend ir auß ein kind machen / Glich ein doctor das mu^oß ich lachen“ (KSS: 161. Im Spiel streitet Willibalds Mutter mit ihrem Mann (anstatt mit Felix) und beklagt sich, „Ir wolt dann ein Münch auß im machen“ (KSS: 182). Das ist zwar nicht ganz das Gleiche wie das Infragestellen einer akademischen Karriere; mit der Erwähnung des Klosterlebens passt diese Zeile aber zu Willibalds Aussage im Roman, dass er definitiv kein *pfaff* werden wird.

Das Motiv des ungerechtfertigten elterlichen Eingreifens wird manchmal mit Argumenten über körperliche Abstrafung kombiniert. Im *Knabenspiegel*-Spiel beklagt sich Lottarius, „man streicht mich das ich blitzen / Und kaum auff dem arslloch kan sitzen“ (KSS: 155) und dass „Kein tag im himmel nit vergoht / Ich würd gegeißlet mit noht“ (KSS: 156). Das Spiel erlaubt dem Publikum kein Urteil darüber, wie hart Lottarius tatsächlich bestraft wurde; seine Unzuverlässigkeit ermutigt jedoch nicht zu der Annahme, dass der Schulmeister nach den Maßstäben der damaligen Zeit unangemessen gehandelt hätte. Im Roman ist die Situation klarer, denn Felix ist außerordentlich zurückhaltend, was die körperliche Züchtigung seiner Schüler angeht. Obwohl Willibald keinen Grund hat, die Rute zu fürchten, bittet er seine Mutter dennoch einzugreifen, nur weil Felix ihm gegenüber einen strengen Ton angeschlagen hat. Der Erzähler erweitert den Diskurs an dieser Stelle und deutet an, dass Eltern im Allgemeinen zu leicht zu manipulieren seien, wenn Kinder im Hinblick auf das Ausmaß der körperlichen Züchtigung übertreiben:

der gu^t Felix ließ die sach also hingon wolt nit vil mehr darzu^o reden / gleich wie noch geschieht in unseren schu^len / so etwann Vatter und mu^oter einem schu^lmeister ein kind bevelhen / und der schu^lmeyster wendet sein mo^oglichen fleiß an / das kind ist mu^otwillig ongezozen / fleißt sich aller bu^eberey und mu^otwillens / so dann meynt der gu^t mann das kind zu^o straffen / streichs etwann ein wenig mit ru^ten / so bald lauffts hin / sagt das vatter und Mu^oter / die kumen dann mit grossem grimm und zorn zu^o dem schu^lmeister / verweyssen im schandtlich / sprechen / er hab ihn ihr kind gegeißlet wie die Juden unseren Herren / nemmend bey weilen die kinder wider auß der schu^l / sagen sie koⁿnen ire kinder noch wol selb straffen (KS: 16f.).

Wickram kehrt also immer wieder zum Szenario eines Konflikts zwischen Eltern und Lehrern über die Angemessenheit der Schuldisziplin zurück. Die Positionen und Argumente sind allerdings jedes Mal etwas anders gelagert. Auch der Tonfall variiert von Fall zu Fall, vom sanften Plädoyer der Concordia über die Grobheit der Formulierung des Lottarius bis hin zu den selbstgerechten und antisemitischen Übertreibungen, die den typischen Eltern verhaltensauffälliger Kinder zugeschrieben werden.

Die Wiederholung des Motivs der übermäßig nachsichtigen, sich einmischenden Frau setzt sich im *Dialog* fort, wenn Georgius das angeblich reale Beispiel vom Fischersohn Theobald anführt, dessen Großmutter ihn mit zu vielen Süßigkeiten verwöhnt – sowohl buchstäblich wie auch im übertragenen Sinne. Das verdirbt seinen Charakter, so dass er, wie Lottarius und Willibald, keine Kritik mehr annimmt: „und ward ihm das geschleck als je lenger je mehr lieben / er nam sich an so bald man im in seines großvattern (so seiner mu^oter seligen Vatter gewesen) hauß ein ungesalzen

wort gab / lieff er den nechsten in seiner stieffgroßmu^otter hauß / kam in etlichen tagen nit heym“ (DS: 131).

Er versucht, sich körperlicher Züchtigung zu entziehen: „bald in der Schu^olmeyster des ersten mals gestrichen het / wolt er nit mer in die schu^olen gohn / sein liebe großmu^oter mu^oßt in darein beleiten“ (DS: 132). Daraufhin besticht die Großmutter den Schulmeister mit Fisch, damit er den Jungen sanfter behandelt. Anders als bei Concordia geht es ihr nicht um Standesfragen oder zukünftige Berufsmöglichkeiten, sondern um sein Naturell. Theobald, so behauptet sie, sei einfach sensibler als andere Jungen:

Ach leiber mein herr (sagt sie) ich bit / wo^ollen dem knaben nit so hart sein / dann er ist zu^o gar vil forchtsam / strafen in mit wort / er gibt sicher mer darumb dann manig kind umb streich. Dann so er etwan doheym unrecht thu^t / und ich in nur anschaw / und sprich zu^o im / ey du lecker / das dich ein bo^eße Jüp angang / so weyßt er schon nimmer vor grosser Forcht in welchen winckel er fliehen sol (DS: 133)

Casparus und Georgius, die Redner im *Dialog*, beenden ihr Gespräch freundschaftlich und Georgius teilt seinem Freund mit, dass sein neuestes Werk kurz vor der Veröffentlichung stehe. Es handelt sich dabei um den *Goldfaden*, eine Geschichte, die den ganz und gar tugendhaften Aufstieg eines Jünglings aus einfachen Verhältnissen zum Thema hat. Georgius stellt sie wie folgt dar:

Es ist disem Lottario gleich entgegen. Dann gleich wie er der Lottarius eines Ritters Son auß grossem mu^otwillen unnd unfleiß zu^o einem hirten wirt. Also wirt Lewfrid (also heyßt der ander Jüngling von wegen seiner Tugendt unnd dapfferkeyt) Der do nur eines Hirten Son was / zu^o einem grossen Herren (DS: 139)

Zwei Dinge fallen hier ins Auge: Erstens zeigt sich Georgius hiermit bereit, auf die Wiederholung zugunsten einer anderen Art von Geschichte zu verzichten – auch wenn der Werdegang des tugendhaften Lewfrid im *Goldfaden* dem des tugendhaften Fridbert im *Knabenspiegel* nicht unähnlich ist. Zweitens irrt sich Georgius anscheinend zu Beginn dieses Abschnitts im Namen: Schließlich ist Willibald und nicht Lottarius der Sohn eines Ritters, der zum Schweinehirten wird. Willibald und Lottarius scheinen hier zu verschmelzen oder besser: Der Name Lottarius wird, wie in der früheren Liste, generisch verwendet: Willibald ist oder war ein *Lotterbub*, der des *Lotterwerks* schuldig ist. Dies wiederum verdeutlicht, dass Georgius das Interesse an den sehr unterschiedlichen Schicksalen von Willibald und Lottarius, von denen der eine am Galgen endet und der andere in die höfische Gesellschaft rehabilitiert wird, weitgehend verloren hat. Dieser Gegensatz ist im *Knabenspiegel*-Roman sehr wichtig, im *Knabenspiegel*-Spiel schon weniger von Belang und im *Dialog* taucht er nicht mehr auf. Dies wiederum veranschaulicht das paradoxe Verhältnis von Wiederholung und Innovation: Während eine als neu angepriesene Geschichte (wie etwa der *Goldfaden*) nicht zwangsläufig neu sein muss, hat eine anhaltende Wiederholung das Potenzial, transformativ zu sein.

4 Fazit

In Wickrams *Knabenspiegel*-Texten ergänzen sich die verschiedenen Ebenen der Wiederholung und tragen als Kontinuum zu der gesamten kommunikativen Wirksamkeit bei. Obwohl die einzelnen Momente sprachlicher oder argumentativer Wiederholung sich konzeptionell von tieferen Strukturprinzipien sowie der Wiederverwendung von biblischen Gleichnissen oder von Intertextualität überhaupt unterscheiden, sind diese alle Manifestationen des gleichen literarischen Phänomens und haben die gleichen rhetorischen Vor- und Nachteile.

Wiederholungsmuster auf allen Ebenen erzeugen ein Gefühl von Stabilität für die Leser:innen: Sie erlauben ihnen vorherzusagen, was als nächstes kommt, und ermöglichen es ihnen, sich bei der Erfüllung ihrer Erwartungen beruhigt zu fühlen. Auf der sprachlichen Ebene bildet die wiederholte Verknüpfung gewisser Schlüsseltermini eine klare Gedächtnisstütze, besonders wenn die Wörter sich auch akustisch ähneln wie z.B. *liegen*, *triegen*, *schlecken* und *stelen*. Nach einigen Wiederholungen genügt nur eines von diesen Wörtern, um die Leser:innen an die anderen zu erinnern – und an die Tatsache, dass alle diese Tätigkeiten zu verwerfen sind. Auf der Argumentationsebene rücken die *Knabenspiegel*-Texte immer wieder falsche Einstellungen und Annahmen zu Erziehung in den Vordergrund: Die Leser:innen lernen, sofort die fehlerhaften Verhaltensmuster, sowohl von unzulänglichen Müttern wie Concordia und Frau Wehmout wie auch von Eltern im allgemeinen, zu identifizieren und sich von ihnen zu distanzieren.

Dennoch spielt Variation innerhalb der Wiederholungsmuster eine entscheidende Rolle: Sie erleichtert das Gesamterlebnis und trägt dazu bei, die Aufmerksamkeit der Leser:innen aufrechtzuhalten. Die zahlreichen Variationen des Namen *Lottarius* wecken nicht nur die Neugier darauf, wie weit das Spiel noch getrieben werden kann, sondern fördern auch den begrifflichen Übergang von Lottarius als Einzelperson zum *Lotterbuben* als Typus. Auf der Erzählebene kann die plötzliche Subversion eines bekannten Wiederholungsmusters auch eine höchst effektive Wirkung erlangen, wie im Falle der Theobald-Anekdote, die alle Aussichten auf ein Happy End für den verlorenen Sohn untergräbt. Wiederholung kann aber auch eine subtilere Entwicklung unterstreichen, wie bei den regelmäßigen Zusammenfassungen von Willibalds Laufbahn. Hier wird anscheinend immer wieder das Gleiche erzählt, obwohl die Inhalte jener Zusammenfassungen sich im Laufe der Erzählung erheblich verändern. Die Episode, in welcher Felix mit einem Messer in den Schenkel gestochen wird, wird eine Weile lang öfters wiedererzählt, mit fast identischem Wortlaut – bis das Ereignis plötzlich aus dem Diskurs verschwindet, weil es seine Bedeutung im Lichte neuerer Ereignisse verloren hat. Fortschritt kann also an dem gemessen werden, was noch wiederholt wird und was nicht mehr gesagt werden muss.

Literatur

- Baisch, Martin (2007): Jörg Wickram begegnet sich selbst. Autorschaft, Wissen und Wiederholung im „Irrreitenden Pilger“, in: Maria E. Müller/Michael Mecklenburg (Hrsg.): *Vergessene Texte – Verstellte Blicke. Neue Perspektiven der Wickram-Forschung*. Frankfurt a.M.: Lang, 247–260.
- Bradley, Sister Ritamary (1954): Backgrounds of the Title Speculum in Mediaeval Literature, in: *Speculum* 29/1, 100–115.
- Braun, Manuel (2006): Karriere statt Erbfolge. Zur Umbesetzung der Enfance in Georg Wickrams „Goldtfaden“ und „Knaben Spiegel“, in: *Zeitschrift für Germanistik* 16/2, 296–313.
- Delcorno, Pietro (2017): *In the Mirror of the Prodigal Son. The Pastoral Uses of a Biblical Narrative (c. 1200–155)*. Leiden, Boston: Brill.
- Deleuze, Gilles (1994): *Difference and Repetition*. Übs. Paul Patton. London: Athlone Press [frz. ED 1968].
- Görner, Rüdiger (2015): *Ästhetik der Wiederholung. Versuch über ein literarisches Formprinzip*. Göttingen: Wallstein.
- Grabes, Herbert (2018): *Speculum, Mirror and Looking-Glass: Kontinuität und Originalität der Spiegelmetapher in den Buchtiteln des Mittelalters und der englischen Literatur des 13.–17. Jahrhunderts*. Tübingen: Niemeyer.
- Kawin, Bruce (1972): *Telling it Again and Again: Repetition in Literature and Film*. Ithaca: Cornell University Press.
- Lanham, Richard (1990): *A Handlist of Rhetorical Terms*. Berkeley: University of California Press.
- Lausberg, Heinrich (1960): *Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*. München: Hueber.
- Mazur, Krystyna (2012): Repetition, in: Roland Greene/Stephen Cushman/Clare Cavanagh/Harris Feinsod (Hrsg.): *The Princeton Encyclopedia of Poetry and Poetics*. 4. Aufl. Princeton, NY u.a.: Princeton University Press, 1168–1171.
- Mecklenburg, Michael (2007): Mildernde Umstände? Didaxe und Figurengestaltung im „Knabenspiegel“ und im „Knabenspiegel“-Spiel, in: Maria E. Müller/Michael Mecklenburg (Hrsg.): *Vergessene Texte – Verstellte Blicke. Neue Perspektiven der Wickram-Forschung*. Frankfurt a.M. u.a.: Lang, 57–73.
- Meder, Johann (1495): *Quadragesimal novum editum ac predicatum a quodam frate minore de observantia in inclita civitate Basiliense, de filio prodigo et de angeli ipsius ammonitione salubri per sermones divisum*. Basel: Michael Furter.
- Rimmon-Kenan, Schlomith (1980): The Paradoxical Status of Repetition, in: *Poetics Today* 1.4, 151–159.
- Speckenbach, Klaus (1978): Die Fabel von der Fabel. Zur Überlieferungsgeschichte der Fabel von Hahn und Perle, in: *Frühmittelalterliche Studien* 12, 178–229.
- Ueding, Gert (Hrsg.) (1996): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Tübingen: Niemeyer.
- Vickers, Brian (1994): Repetition and Emphasis in Rhetoric: Theory and Practice, in: Andreas Fischer (Hrsg.): *Repetition*. Tübingen: Narr, 85–113.
- Wickram, Georg (1968a): Der Jungen Knaben Spiegel [Spiel], in: Ders.: *Sämtliche Werke. Ausgaben deutscher Literatur des 15. bis 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Hans-Gert Roloff. Berlin, New York: de Gruyter, Bd. 12, 139–270 (Sigle KSS).
- Wickram, Georg (1968b): Der Dialog von einem ungeratenen Sohn, in: Ders.: *Sämtliche Werke. Ausgaben deutscher Literatur des 15. bis 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Hans-Gert Roloff. Berlin, New York: de Gruyter, Bd. 3, 123–141 (Sigle DS).
- Wickram, Georg (1968c): Der Jungen Knaben Spiegel, in: Ders.: *Sämtliche Werke. Ausgaben deutscher Literatur des 15. bis 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Hans-Gert Roloff. Berlin, New York: de Gruyter, Bd. 3, 1–121 (Sigle KS).
- Wickram, Georg (1971): Der verlorene Sohn, in: Ders.: *Sämtliche Werke. Ausgaben deutscher Literatur des 15. bis 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Hans-Gert Roloff. Berlin, New York: de Gruyter, Bd. 11, 1–121 (Sigle VS).
- Wild, Johann (1550): *Die Parabel oder Gleichnusz von dem verlornen Son*. Mainz: Franz Behem.

